

theoretisch, »Der Abenteurer und die Sängerin« theatralisch-ironisch aufgreifen.

*Ausgaben:* Frankfurt 1978 (XXIX 37–43); Frankfurt 1979 (7 38–44).

In dem 1895 geschriebenen *Märchen der 672. Nacht* wird die Geschichte »von dem jungen Kaufmannssohn und seinen vier Dienern« erzählt, die ein Schlüsselwerk der Wiener Schriftstellergeneration um die Jahrhundertwende ist; seinen zeittypischen Charakter enthält das vielfach ausgedeutete Werk u.a. durch Parallelen zu Leopold von Andrians »Der Garten der Erkenntnis«, die Widmung an den (und beinahe Identifizierung mit dem) mit Hofmannsthal befreundeten Richard Beer-Hofmann (»de te fabula narratur«), das Interesse Schnitzlers, der das Märchen als Traumdarstellung las, sowie die Bezüge zum Schicksal Oscar Wildes und zum Werk Maurice Maeterlincks. Daneben treten aber auch autorrepräsentative Züge hervor, wie die Briefe aus dem Jahr 1895 an Edgar Karg von Bebenburg und Beer-Hofmann deutlich machen. Der elternlose, reiche Kaufmannssohn ist, wie später die Hauptgestalt des »Andreas«-Romans, einer, der sich selber sucht, sich aber nicht zu finden vermag. Der von Hofmannsthal absichtlich inszenierte Zug ins Unbestimmte, etwa ob die Geschichte den Orient von »1001 Nacht« oder die Gegenwart zum Thema habe, ist mit der Realismus und Psychologie vernachlässigenden Darstellungsform des Märchens verbunden und zugleich das Kennzeichen seiner Titelfigur. Der namenlose Erbe erweist sich als durchgehend fremdbestimmt, als Objekt heterogener Einflusssphären, seines Vaters zunächst und des von ihm vererbten materiellen Reichtums, sodann vor allem seiner vier Diener, die er »stärker, eindringlicher« leben fühlt als sich selber, und schließlich der Reihe von Begegnungen, die seinen Weg in den Tod säumen: Des Briefes, des Juweliers, des böartigen Kindes, der Soldaten und am Ende sogar der häßlichen Pferde. Statt daß ihn der Tod wie ein prächtiges, aber »wunderbares Geschick« ereilt, wird er das Opfer einer sinnlosen und häßlichen Verletzung, die ihn mit eben dem bösen Ausdruck der Pferde und ihren entblößten Zähnen sterben läßt. Sowenig er damit seinen individuellen Tod stirbt, sowenig hat er seinen Lebensweg gefunden. Das eindringlichste Anzeichen seiner verfehlten Existenz ist sein durchgängiger, Grauen erregender Eindruck, von Augen und Blicken der anderen (wie des Kindes im Glashauss) verfolgt zu werden: »er fühlte, ohne hinzusehen, daß die Augen seiner vier Diener auf ihn geheftet waren. Er wußte, ohne den Kopf zu heben, daß

sie ihn ansahen, ohne ein Wort zu reden, jedes aus einem anderen Zimmer«. Die Beeinflußbarkeit, die durch kein in sich gegründetes Selbst ausbalanciert ist, setzt ihn einem »Chamäleon-dasein« (XXVIII 210) aus, indem er sich in fremde Existenzen hineinstiehlt und sich leiten läßt. Die Angst vor der »Unentrinnbarkeit des Lebens« endet im Tod. Eine Gegenmöglichkeit, die sich den Lebensweg nicht von außen aufoktroieren läßt, sondern ihn sich selbst erzwingt und mit der sich der Kaufmannssohn gleichwohl zu identifizieren versucht, zeigt jener »sehr große König der Vergangenheit«, Alexander, der Hofmannsthal schon in einem Dramenplan (XVIII 10–24) und wieder im wichtigen Brief an Beer-Hofmann vom 15. Mai 1895 beschäftigte (Bw 47f.). Während Alexander an das Potemkinsche Dorf seines Reiches und seiner Macht glaubt, verfällt der Kaufmannssohn gleichsam selbst-los der (Hofmannsthal von Paul Bourget zugetragenen) Erkenntnis »n'appuyez pas, il faut glisser la vie« (vgl. \*243).

Im Untergang des Märchenhelden eine Abrechnung mit dem schönen Leben des Ästhetizismus zu sehen, wie Alewyn (\*34) und Schings (\*69) das Märchen verstehen, rückt es in die Nähe des »Gerichtstages« von »Tor und Tod«; in der Familienkonstellation bzw. einer in den Dienern angedeuteten Ersatzfamilie sehen die psychoanalytisch, bzw. psychosoziologisch ausgerichteten Arbeiten von Cohn (\*170) und Janz (\*220) das Zentrum des Konfliktes. Weder die Erzähltheorie (\*94) noch die Beziehung mathematischer Zusammenhänge zur Deutung der Zahl 672 konnten das Verständnis der rätselhaften Geschichte entscheidend aufhellen.

*Ausgaben:* Die Zeit (Wien), 2., 9., 16. November 1895; Wien und Leipzig 1905 (Das Märchen der 672. Nacht und andere Erzählungen, S. 7–46); Berlin 1924 (GW, Bd. 2, S. 121–142); Leipzig 1927 (Drei Erzählungen, S. 7–30); Frankfurt 1953 (GW, Steiner, Erzählungen, S. 7–28); Frankfurt 1975 (XXVIII 13–30); Frankfurt 1979 (7 45–66).

*Literatur:* \*34, S. 168–186; \*59; \*66, S. 37–77; \*69; \*94, S. 312–332; \*170; \*208, S. 156–208; \*220, S. 128–148; \*228, S. 41–64; \*248, S. 23–46.

Die lediglich in einem äußerlichen Sinne unvollendete *Soldatengeschichte* (XXIX 50–62; 7 67–81) von 1896 – einer von mehreren Wegen, die Erfahrungen des Militärjahres zu formen –, mündet im Gegensatz zum »Märchen der 672. Nacht« in eine Überwindung des Solipsismus. Der mit seinen Kindheitserinnerungen und Ängsten alleingelassene Dragoner fühlt sich in der äußersten Verlassenheit, für die der Garten Gethsemane steht,